

Ein wichtiges Arbeitsgerät — auch noch nach Feierabend —

Gestern lief ich über die Strasse. Wie schon vorgestern getan, überquerte ich sie nun wieder am selben Orte; ich war auf dem Wege von der Industriewerk-Pforte zu den Kinobildern jenseits der Fahrbahn. Es war Feierabend — doch schon manchmal in meinem Leben war es Feierabend gewesen. Dies war mir auch egal, denn ich war überzeugt, dass das ganz natürlich sei.

Bei den Kinobildern drehte ich gegen das Dorfzentrum ab. Alles war, wie es mir sonst immer an solchen Abenden begegnete. Die Menschen kehrten nach Hause. Ich musste zum Postplatz, wo mein Autobus, warten sollte.

Heute hatte ich viel gearbeitet — manchen Strich hatte ich gezogen. Schwierig davon loszukommen. Ich berechnete rasch im Kopfe die ungefähre Länge aller Striche. Ich kam auf knapp fünfzig Meter für diesen Tag. Ich hatte heute genau einen Bleistift verbraucht — einen Bleistift hatte ich verbraucht! Gestern einen — vorgestern einen — wie viel Bleistifte werde ich wohl in fünfzig Jahren verbraucht haben? Ich dachte, wo die nur alle herkämen. Ich malte mir im Geiste ihren Werdegang.

Ein Bleistift besteht aus drei Teilen, stellte ich fest. Innen ruht die Mine. Diese kann von einem Holzmantel umhüllt sein, oder sie ist als Einsatz eines Halters aus Leichtmetall im Gebrauch. Außen klebt der Lack. Ein neuer Bleistift hat normal die Länge von siebzehn Zentimetern. Dazu beträgt sein Durchmesser nur acht Millimeter, was einem Verhältnis von einundzwanzig zu eins entspricht. Die Form des Stiftes ist nicht rund, sondern sechseckig. Mit dem einen Ende des Stiftes, ich nenne es „den Spitz“, trägt man mit Hilfe des Handdruckes das Schwarz auf das Papier. So lassen sich Figuren zeichnen, Gedanken festhalten, es lässt sich eine Übersicht gewinnen, kurz: so kann man schöpferisch tätig sein.

Viele Male musste ich heute den Gang zur Spitzmaschine tun, ich habe nicht gezählt. Es schien mir, dass ich unendlich viele Male die Kurbel auf ihrer Kreisbewegung geführt hatte, um meinem Holzbleistift den spitzen Winkel von zwanzig Grad anzudrehen. Das Holz ließ sich gut zerspanen. Es ist Zedernholz. Man schlägt es in Süd- und Mittelamerika. Brasilien, Chile und die Bananen-Republiken exportieren es. Man bringt es übers Meer; hier in Europa kauft u. a. die Firma CARAN D'ACHE aus Genf einen Teil davon. Die Arbeiter dieser Firma fräsen daraus die HalbHülsen, legen Minen hinein, leimen dann je zwei Halb-Hülsen mit einer Mine in der Mitte zusammen und erhalten so den Rohstift. Der wird lackiert

und bespritzt, er wird gespitzt und heißt jetzt „Bleistift“.

„Bleistift“ ist übrigens nur ein Vulgärname. Das lässt uns aber ahnen, dass man früher einmal tatsächlich mit einem Stift aus Blei schrieb. Doch Blei ist äußerst giftig. Die Menschen, die schon an einer Blei-Vergiftung gestorben sind, haben es leider zu spät erfahren. Außerdem findet man Blei in großen Mengen nur in der neuen Welt. Heutzutage ist es in der graphischen Industrie durchweg durch Graphit ersetzt. Graphit besteht aus fast reinem Kohlenstoff, der auf Ceylon und Madagaskar abgebaut wird. Von da kommt er ebenfalls übers Meer nach Europa. Hier mischen ihn die Käufer mit Ton; ausschlaggebend in der Wahl des Mischungsverhältnisses ist die gewünschte Härte der Minen, die alsdann gepresst werden. Diese kommen darauf in den Sinterofen. Nach dem Brand legt man sie in Holz, oder man verwendet sie im „Fixpencil“. Blei zum Schreiben kennt heute niemand mehr. Blei ist teuer geworden — sein Name aber gilt ungestört auch für billiges Schreibzeug. Doch wer braucht denn diese Stifte? Braucht man sie viel? Auf diese Frage folgt natürlich ein fettgedrucktes **Ja**. Jeder übliche Westeuropäer, der eine Primarschule abgeschlossen hat, weiß, wie schnell ein Bleistift aufgebraucht ist. Dreht ein Franzose an der Kurbel der Spitzmaschine, dann merkt er: „Le crayon devient plus petit.“ In der schweizerischen Metall- und Bauindustrie sind etwa drei Prozent der Erwerbenden mit Büroarbeiten beschäftigt. Sie alle verwenden Bleistifte. Weitere drei Prozent sind konstruktiv tätig. Auch sie verwenden Bleistifte. Der Gesamtumsatz der graphischen Industrie der Bundesrepublik Deutschland, einschließlich Westberlin betrug 1967 6 927,5 Millionen DM. Das ist eine beträchtliche Summe. Wie groß war sie wohl in Amerika?

Ich war bei der Post angelangt, und das Postauto wartete schon. Mein Kollege Edgar grüßte mich im Vorbeigehen. Er hatte es wahrscheinlich eilig, denn er hastete wie jener süßländischer Kollege, der, einmal in Wut geraten, alles von sich wirft. Auf der Bank bemerkte ich Peter. Ich wechselte noch rasch ein Wort mit ihm. Er meinte, das Wetter bliebe schön. Ich antwortete, es sei wohl so. Er sagte: „Ja.“ Ich sagte: „Gute Nacht.“ Er sagte nichts mehr, und ich stieg ins Postauto. Ich setzte mich, wartete und dachte nochmals an die Bleistifte. „Sie sind ein Übel“; dachte ich „every day — jeden Tag schlage ich mich mit ihnen herum. Man kennt heute zwar Kugelschreiber, Filzstifte und Füllfederhalter; doch der Bleistift behauptet seinen Platz. Er und nur er lässt eine vernünftige Anwendung des Radiergummis zu. Die Kautschuk-Industrie hätte da vielleicht noch einiges gegen seine Abschaffung anzubringen ...“. Der Schaffner startete den Motor. Dadurch wurde ich wach gerüttelt. Wir fuhren los, und die Welt von Nebelbach entzog sich mehr und mehr unseren Blicken. Schließlich war sie ganz verschwunden. Es wurde dunkel. Ich sah in Gedanken schon mein Abendessen auf unserem Küchentisch stehen. Ich dachte an Hühnchen: mein Gaumen regte sich, in Gedanken schmatzte ich schon. Heute weiß ich, dass es nicht Vergeudung war, als ich den Speichel schluckte, der mir bei diesen Träumereien im Munde zusammenlief. Es gab bei uns an jenem Abend tatsächlich

Hühnchen, und ich kann jetzt jedem Menschen, der mir glaubt, versichern: Es schmeckte prima — gekocht von Tante Frieda!

* * *

So war es damals, im Jahre 1968. So steht es Wort für Wort in meinem jugendlichen Beitrag in der Glanzpapier–Industriezeitschrift. Wie heil sie doch damals hierzu lande noch war, diese Industriewelt mit den Glanzpapierperiodika. Heute esse ich keine Hühner mehr. Nicht gerade aus Angst vor der Vogelgrippe. Einfach nur so, denn man kann ja nie wissen. Und ich staune sehr darüber, auf was ich damals meine Freizeit–Gedanken so fixiert hatte.

Was ist aus diesem Jugendlichen geworden, der damals aus Vergnügen die beim täglichen Zeichnen hinterlassene Strichlänge berechnet hatte? Man wird es wagen zu erraten: Mathematiker natürlich. Das hat er damals noch nicht geahnt. Aber gerechnet hat er! Für Ahnungen war damals kein Platz, denn er war fixiert auf Bleistifte oder Hühnchen. Und nicht der einzige war er, der fixiert durchs Leben ging. Fixiert war er in gleichem Maße, wie es die Jugendlichen heute noch sind. Nur der Gegenstand der Anhaftung, das Ziel ändert sich mit dem Geiste der Zeit.

Wie steht es mit den daraus Erwachsenen heute? Haften wir immer noch an fixen Gedanken? — Auf was sind wir heute zentriert, über das wir uns dann nach achtunddreißig Jahren wundern werden?

Rolf Wirz, inzwischen im Jahre 2006